

Inhalt

Die einsame Wildtaube	7
Ich bin erhört von Gott	35
Felix, der Glückliche	53
Wenn's nur nicht kurz vor Heiligabend wär ...	74
Ein Schuss, der nach hinten losgeht	80
Die schwarze Krawatte	106

Felix, der *Glückliche*

Er hieß Felix Gruber. Felix, der Glückliche. Aber er war alles andere als glücklich.

Mit 59 Jahren sah er alt aus. Vor einem Jahr war seine Frau gestorben, ganz plötzlich. An einem Aneurysma, wie die Ärzte sagten. Er war von der Arbeit nach Hause gekommen, und sie lag tot im Bett. Er war wie vom Donner gerührt. Mit allem hatte er gerechnet, nur damit nicht. Sie war immer fleißig und zielstrebig gewesen. Seine Freunde sagten, sie hätte die Hosen angehabt. Mag sein. Auf alle Fälle hatte ihm ihre Art gefallen. Sie hatte Ideen, war der kreative Typ und zog ihren Mann mit. Zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, hatten längst das Haus verlassen. Sie riefen einmal in der Woche an. Der eine lebte in Berlin als Computerfachmann, die junge Frau als Dolmetscherin im Süden Deutschlands.



Seine Frau hatte in der Küche eine Pinnwand angebracht, um Geburtstage, bestimmte Einkäufe und Termine festzuhalten. Darauf hatte er nach der Beerdigung die Todesursache geschrieben. Einige Ärzte hatten es ihm erklärt, aber er war so durcheinander und innerlich verwirrt, dass er lediglich behalten hatte, dass die Hauptschlagader eine Ausstülpung gehabt haben müsse, die plötzlich gerissen war. Sie hatte dem Druck des strömenden Blutes nicht standgehalten. Warum? Das konnte keiner beantworten.

Felix Gruber fehlte der Antrieb, ihm fehlte seine Frau. Als sie noch lebte, stand sie früh auf. Wenn die Sonne ins Schlafzimmer schien, wurde sie unruhig. Wenn sie ihn weckte, stand der Kaffee schon auf dem Tisch. Er hatte eine wunderbare Frau. Aber jetzt lag sie unter der Erde. Ihr Tod hatte sein Leben schlagartig verändert. Vierzehn Tage waren seine Kinder aus Berlin und Augsburg geblieben, hatten die Beerdigung abgewickelt, die notwendigen Behördengänge erledigt und die Beileidsbriefe beantwortet. Felix hatte oft daneben gesessen, wie geistesabwesend zugeschaut und alles über sich ergehen lassen. Er kam sich wie gelähmt vor. Vor dem Tod seiner Frau hatte er eine Flasche Bier am Abend getrunken, jetzt trank er fast regelmäßig drei und am Wochenende fünf Flaschen. Vor einem Jahr hatte er das Bier noch aus einem schönen Glas getrunken, jetzt setzte er die Flasche einfach an den Mund. Manchmal riskierte er neuerdings schon eine Flasche am Morgen.



Am 12. Oktober war ein Jahr vergangen, dass er seine Frau zu Hause verblutet vorfand. Mit Macht wurde es Herbst. Die Straßen waren schon einige Male mit Raureif überzogen. Felix hasste den Herbst. Die Tage wurden kürzer, die Nächte länger und die Dunkelheit wurde unerträglich.

Als Felix an diesem Tag seine Kollegen begrüßte, kam einer nahe an ihn heran, sog langsam die Luft ein und sagte dann zu ihm:

»Felix, du riechst morgens schon nach Bier. Sei vorsichtig, sonst kommst du von dem Zeug nicht mehr los.«

Felix nickte nur, lächelte gequält und machte sich auf den Weg zum Fuhrpark. Als Fahrer bei der Müllabfuhr hatte er einen festen Job. Einige Male am Tag kamen ihm die Tränen. Wenn er an seine Frau dachte, fühlte er sich wie ein entlaubter Baum – trocken, krank, ohne Leben. Er hatte abgenommen. Seine Kochkünste waren erbärmlich. Mit Müh und Not bekam er Bratkartoffeln, Spiegeleier und einige Nudelgerichte zusammen. Immer wieder kaufte er sich Pommes frites und belegte Brötchen. Er hatte keine Lust, sich selbst etwas zu essen zu machen.

In der Regel saß er in der Fahrerkabine des Lastwagens, aber oft musste er auch mit raus, um den Müll gemeinsam mit seinen Kollegen zu entsorgen.

Als er am 12. Oktober nach Hause kam, betrachtete er seine Wohnung mit kritischem Blick: Der Flur war unaufgeräumt, das Wohnzimmer ohne Blumen. Die blühenden Orchideen, die Usambaraveilchen waren vertrocknet und eingegangen. Die Übertöpfe standen leer auf der Fensterbank. In zwei Gefäßen steckten noch die ausgedörrten Stängel.



Felix ließ sich in einen Sessel fallen, in dem noch die alten Zeitungen lagen. Tränen liefen über seine Wangen. Ein Häufchen Elend. Er spürte, wie ihn das Selbstmitleid wie eine Krake mit ihren gefährlichen Fangarmen umklammert hielt. Wie ein waidwundes Tier sprang er auf und lief in den Flur. Vor dem Spiegel blieb er stehen und schaute sich von oben bis unten an. Es war ihm, als wenn er eine Stimme hörte: »Mach nur weiter so, dann bist du bald mit deiner Frau vereint!«

Als er so vor dem Spiegel stand, fiel ihm ein, dass er bisher erst einmal auf dem Friedhof gewesen war, um das Grab seiner Frau zu besuchen. Er hatte gehofft, dass sie mit ihm sprechen würde, dass er auf geheimnisvolle Weise Kontakt mit ihr bekäme. Niemals hatte er sie mehr vermisst als heute. Ihm fehlte der Lebensmut, der Glaube und die Perspektive für morgen. Seine Arme hingen schlaff herunter. Rechts und links an der Nase hatten sich tiefe Furchen im Gesicht eingegraben. Seine Bartstoppeln waren lang geworden. Seit drei Tagen hatte er sich nicht rasiert. Er schlürfte resigniert in die Küche und blieb vor der Pinnwand stehen. Ein Arzttermin seiner Frau hing noch an der Wand. Auch der Geburtstag seiner Schwiegermutter war dick mit rotem Filzstift notiert. In der Mitte der Korkplatte ein Zettel seiner Frau mit ihrer Schrift in Druckbuchstaben geschrieben. Den Zettel, stark vergilbt und von der Sonne gebleicht, hatte er noch nie gelesen. Er trat näher heran, denn seine Augen waren nicht mehr die besten, und er las:

Auf wen wartest du?

Du allein bist der Steuermann deines Lebens!

Irgendwo hatte sie es aufgeschnappt und abgeschrieben.

Es schoss ihm durch den Kopf: Das ist deine Frau, wie sie liebt und lebt. So hat sie gedacht, gefühlt und gehandelt. Sie wartete auf niemand. Sie nahm das Steuer des Lebens in die Hand. Er wurde mitgezogen, manchmal mitgerissen. Es kam ihm vor, als hätte sie ihm ein Vermächtnis hinterlassen.



Plötzlich hatte er ein merkwürdiges Gefühl, das ihm zur Gewissheit wurde: Sie hat dieses Wort für dich an die Pinnwand geheftet. In der Tat, auf wen wartete er eigentlich?

Draußen war es längst völlig dunkel geworden. Felix ließ die Rollläden herunter und schaute sich die Küche an. Fast das gesamte Geschirr stand schmutzig in der Spüle – hoch aufeinander gestapelt. Leere Bierflaschen schauten ihn aus allen Ecken an. Der graue Staub in und auf den Regalen war unverkennbar. Die Handtücher verbreiteten einen üblen Geruch. Kalter Kaffee hatte braune Ränder an den Tassen hinterlassen.

Aus dem soliden Stadtbediensteten war ein Asozialer geworden, ein Beinahe-Alkoholiker.

Darauf ging eine Erschütterung durch seinen Körper. Es war wie ein verzweifelter Aufbaum. Als wenn eine unsichtbare Hand ihn angerührt hätte, trat eine Verwandlung ein. In die schlaffen Arme und Beine kam Spannung. Die müden Augen bewegten sich. Wie mit einem Paukenschlag war die Resignation verschwunden. Er krepelte seine Ärmel hoch, ließ heißes Wasser in das Spülbecken laufen, gab einen viel zu großen Schuss Spülmittel in das Wasser und begann, das schmutzige Geschirr zu säubern.

Unvorstellbar, dass er bis heute immer wieder schmutziges Geschirr benutzt hatte, um sich das Nötigste einzuverleiben. Er war abgemagert, den Hosengürtel hatte er schon um drei Löcher enger gemacht. Und die Jacke hing viel zu weit am Körper herunter. Mit ein paar Handgriffen hatte er die alten Zeitungen eingesammelt und die leeren Bierflaschen, die in allen Ecken herumstanden, in einen Karton gepackt. Zweimal musste er die Treppe herunter gehen, um die zahllosen Flaschen zu entsorgen. Die Warnung seines Kollegen, der sich überwunden hatte, um ihm liebevoll ei-

nen Rippenstoß zu geben, hatte er noch im Ohr: »Morgens riechst du schon nach Bier!« Er war auf dem besten Weg, abzugleiten. Felix stemmte sich dagegen. Er sprang bis zum 3. Stock jeweils zwei Stufen auf einmal hinauf.

Oben angekommen keuchte er wie ein Asthmatiker. Ein leichtes Lächeln schlich sich in seine Gesichtszüge. Es kam ihm vor, als wenn er nach einem Jahr zum ersten Mal den Anflug eines zufriedenen Gefühls verspürte.

Als er die Wohnzimmertür öffnete, hatte er das unbestrittene Gefühl, seine Frau nickte ihm ermutigend zu. Felix wunderte sich, wie ihm die Arbeit von der Hand ging. Keine Spur von Müdigkeit. Den Staubsauger hatte er drei Monate nicht benutzt.

Als die Wanduhr im Wohnzimmer 21.00 Uhr schlug, war er endlich fertig. In drei Stunden hatte er intensiv die Wohnung auf Vordermann gebracht. Er schwitzte und atmete einige Male tief durch.

»Ein Bier werde ich mir genehmigen!«, sagte er sich. »Aber heute wieder aus einem schönen Glas!«

Als er den ersten Schluck aus dem Glas genoss, griff er zur »Rundschau«, die jede Woche kostenlos an alle Haushaltungen verteilt wurde. Sein Blick fiel auf eine kleine Anzeige:

»Christliches Kinderheim sucht für Weihnachten Spielzeug, gebrauchte Fahrräder, Roller und gute Kinderbücher. Die elternlosen Kinder sind im Alter zwischen 4 und 12 Jahren.«

Darunter die Anschrift und die Telefonnummer.

Felix wunderte sich, dass seine Augen heute an solch einer Anzeige hängen blieben. Gestern hätte er sie sicher

keines Blicks gewürdigt. Neben der Anzeige berichtete die Zeitung in zwei Spalten über das christliche Kinderheim. Es handelte sich um elternlose Kinder aus dem Kosovo, aus Albanien und Mazedonien. Die Kinder hatten ihre Eltern im Krieg durch Massaker, Überfälle und Bombenangriffe verloren. Drei deutsche Ehepaare hatten sich zusammengeschlossen, um ihnen Heimat und ein Zuhause zu geben.

Augenblicklich hatte Felix die tägliche Müllabfuhr vor Augen. Unbeschreiblicher Wohlstandsmüll wurde täglich verfeuert und in Fernwärme umgewandelt. Fassungslos stand er immer wieder vor Schlafzimmerschränken, gut erhaltenen Ledersesseln, Tischen, Lampen und Stühlen. Aber auch zahllose Roller, Dreiräder mit kleinen Fehlern und Fahrräder, die nicht mehr den hohen Ansprüchen der Kinder genügten, wurden erbarmungslos an die Straße gestellt.